

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 2

Artikel: Otto Brauns nachgelassene Schriften
Autor: Brock, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Otto Brauns nachgelassene Schriften.

Von
Erich Brod.

Große Perioden des Geistes rollen donnernd ihrem Ende zu und reißen die Pforten neuer Universen auf — nachdem die träge Menschheit, in dem verbrauchten wohlgewärmten Kleide vergangener Zeit noch blindlings heimisch, noch gar nicht versteht, daß wiederum Weltentwende naht. Die berufenen Führer deckt der Rasen; die Geliebten spielen aber mit den Requisiten ihrer Jugend, hüten bedeutungsentleerte Formen oder rennen mit pathetischen Menschenrechten wider sie an. Noch nie stand ein Geschlecht ungeheurer Zeit so ideenlos, so angstvoll auf Flucht in Enge und Wärme bedacht gegenüber. Da stellt das Schicksal ein Bild vor uns hin, so durchsichtig und lichtgesponnen wie nichts in dieser trüben Zeit; in welchem sich alles Vergangene und Kommende zu einer typischen Peripetie zusammenfaßt: Otto Braun.

Die Tatsachen sind schnell berichtet. Ein Jüngling ungewöhnlichster Begabung wächst als einziges Kind umsorgt und geistig mit jedem feinsten Kulturgut gespeist, in reichlichen Verhältnissen frei gebildet auf. Als 17-Jähriger freiwillig zu den Fahnen geeilt, fällt er im Mai 1918 in Nordfrankreich einer Granate zum Opfer. Jetzt veröffentlicht man von ihm einen Band Tagebücher, Briefe und Gedichte, eine enge Auswahl aus einem Vielfachen an vorliegendem Stoffe. Nicht daß das Kind von neun Jahren, als welches er uns entgegentritt, geeignet ist, unsere Begriffe von den Möglichkeiten menschlicher Frühreife umzustürzen: nicht das interessiert uns, wenigstens nicht als sozusagen naturwissenschaftliche Tatsache. Es ist selbstverständlich, daß man unwillkürlich mit tiefstem Vorurteil an seine Erzeugnisse herantritt. Wenn sich auch hier im Anfang Kindlichkeit und Befaktheit mit Gegenständen reifen Denkens seltsam mischen, so ist doch nirgends ein gequältes Wortemachen, nirgends leichte Geistreichelei das Ergebnis. Ein tiefer, gewissenhafter Ernst überwindet alle diese Klippen und weiß noch im reinen Knabenalter zu Urteilen zu gelangen, welchen nichts Knabenhaftes mehr anhaftet, welche nicht nur materiell beherrschend fundiert sind, nicht nur eine technisch vollkommen durchgebildete Urteilskraft erweisen, sondern auch eine menschliche Reife voraussetzen, zu welcher die meisten überhaupt nie gelangen. Gerade für den, welcher, allen Rationalismen abhold, jede geistige Äußerung nur aus einem Gesamtzusammenhang des Innenlebens verstehen kann, hat es etwas fast Grauenhaftes, hier einen Knaben ohne die Grundlage ausgreifender männlicher Berufs- und Welttätigkeit, vor den Reifungsjahren der alle menschlichen, auch idealen Gluten erst anheizenden Triebe, in völlig selbständiger Weise unter den größten Gegenständen der Geisteswelt schalten zu sehen. Trotzdem handelt es sich hier um kein künstliches Treibhausprodukt, um keinen Raubbau: Der Krieg findet den Jüngling bereit, ihn mit gespannten Energien von der Höhe eines durchdringenden Kulturerlebens und eines schon weitgehend im Bewußtsein seiner Bildungsgeese gefestigten Menschentums zu bewältigen — soweit sich solche

Erscheinungen überhaupt rational einordnen lassen. Die tätige Verflechtung in den großen Schicksalsablauf vertieft diese Persönlichkeit noch zu letzter Konzentration, ohne ihr an Leuchtkraft und Schmelz etwas zu rauben — bis das Schicksal den Vorhang senkt.

Was ist es nun an diesem Jüngling, um dessentwillen wir sein Bild eine Stunde über dem dunkeln Ablauf der Tage erhöhen möchten? Sagen wir es gleich: Es sind nicht seine „Werke“, nicht das Materielle und Losgelöste seiner Einsichten und Formulierungen. So unendlich geschickt und befruchtend diese Anmerkungen über Kunst, Kultur und Menschentum sind, so formvollendet und gedankenschön diese Gedichte dastehen (dem schönsten „Anrufung“, steht ein Meisterwerk Hölderlins, „Die Eichbäume“, im Lichte) — so geht das alles doch nicht über Bestes hinaus, was sonst wohl geboten wurde. Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß eine weitere Entwicklung aus diesem Geiste — wenn auch sicherlich in allen Phasen Bedeutendes und Interessantes — so doch geradezu Grundstürzendes gefördert hätte. Wer mit 14 Jahren solche absolut fertigen Gedichte macht, der ist eben „fertig“, wenigstens im Grundsächlichen. Wer in diesem Alter alle Dinge in so kristallener Klarheit sieht, der hat kein trübes und fruchtbares Nebelgewoge mehr in sich, aus dem noch alles werden kann. Fast quälend ist die erbarmungslose Klugheit dieses Jünglings, niederwerfend die unaufhaltsame synthetische Kraft seiner Phantasie, mit welcher sich ihm alles Unsagbare, aus tiefster Wesenheit genährt, zu endgültigen Formungen zusammenfügt. Geben wir ein in verhältnismäßig niedrigen Kreisen instrumentaler Denkkraft begründetes Beispiel: Als 14-Jähriger (1911) konstruiert er sich, die einzelnen Daten selbständig aus wissenschaftlichen Werken zusammensuchend, die wirtschaftliche Lage Deutschlands im Kriegsfall und kommt der späteren Wirklichkeit überaus nahe. „Es wird sich wahrscheinlich ergeben, daß das ganze deutsche Volk bei geschlossenen Grenzen überhaupt nicht ausreichend ernährt werden kann. In dieser Lage würde jeder nach Möglichkeit für sich selbst zu sorgen suchen und ohne Rücksicht auf die Gesamtheit kaufen und bezahlen. Man darf als sicher annehmen, daß, wenn die Preise immer noch mehr gestiegen sein werden, dann eine Revolution kommen muß.“ Wer sah damals so weit? — Allein, um letzte Dichter- und Denkerkraft zu nähren, fehlt der weite ungebauete Acker des Reinmenschlichen, das dunkle Meer der ungeformten Schollen; Helligkeit und Ausbalanziertheit sind fast schmerzhaft. Nirgends hätte Braun, klarster Selbstkritik voll, jenes vortäuschen wollen; sein Streben lag, soweit erkennbar, nicht in den hergebrachten schöngeistig-literarischen Bahnen tastender Genies, verbunden mit Verachtung aller Realitäten, sondern, und hier eröffnet sich die tiefste typische Bedeutsamkeit dieser Persönlichkeit, in ganz anderer Richtung, welche zusammenfassend durch einen Begriff bezeichnet wird: der Staat.

Die Größe und unendliche Positivität dieses Wortes zu erfüllen sind wir vielleicht wieder näher als das vergangene Geschlecht. Was war der Staat jenem noch? An seiner eigenen Selbstverständlichkeit erstickt, blieb er nur ein Apparat von Registraturbehörden, zu niedrig irgend hingebender blutwarmer Beteiligung. Man tat sich nur noch in Kunst und Natur,

im sogenannten Allgemeinmenschlichen, in Individualismen aller Art Genüge. Was blieb für den Staat? Pathetischer Hohn für dies Philister-spittel, herrisches „Hände weg!“, wenn er sein Dasein meldete, ein inniges Mitzittern mit allen Gefühlen des Druckes, welche von der Last dieses ungeheuren Baues herrührten — Auftrumpfen auf das individuelle Gefühl gegenüber allen toten Ausformungen, imposantes Freiheitsstreben, Männerstolz vor Königsthronen. Geduldig trug er auf seinem breiten Rücken alle tönenden Deklamationen derer, die doch mit jeder Regung seine Kinder waren. Endlich, als sie es zu toll trieben, als sie zugunsten ihrer schönen Gebäude von Moral und Autonomie und Recht die Volksgemeinschaft wie die Mutter Erde mit Füßen traten und verrieten, da schüttelte er sie ins Leere. Einiges haben wir dadurch doch gelernt: Daß ein höheres Wesen unser ganzes Sein mit allen seinen Satzungen und Gesetzen und Werten umfängt, bei dessen Absterben sie alle gegenstandslos werden. Wir haben gelernt, was positiv und wirklich ist, und was einzeln und formale Besonderung — gelernt, daß der Zweig nicht allein ohne den Stamm grünt und wächst. So geht das charakteristische Streben der Zeit nicht mehr auf idealistischen Pubertätsanarchismus (es gibt nichts Altmodischeres als den Expressionismus), nicht mehr auf effektvolle Abhebung des Individuums durch Verneinungen, sondern auf lebendige bejahende Verhaftung an das einigende Grundleben, welches uns in jedem Stäubchen speist, das wir an Greifbarem haben und umsetzen und ausgeben.

Unübertrefflich ist an diesem Jüngling, wie er schon mit 12 Jahren alle Blattheiten der herkömmlichen rationalistischen und individualistischen Negation hinter sich bringt, wie er mehr und mehr in gesammelter Zielklarheit organischen überindividuellen Bindungen entgegenstrebt, in Staat, Kirche und Volk — aber nicht abgestorbenen fesselnden Nur-Formen, nicht dogmatischen Klerikalismen und Bürokratismen und Chauvinismen, sondern pulsierenden weiträumigen Gemeinschaften, welche dem Einzelstreben positive schöpferische Freiheit verleihen, ihm aber doch Halt und Kraft in der unendlichen Bejahung des übergreifenden Lebens unerschütterlich bewahren. Wir merken eines der schönsten Worte Brauns an, das Endgültiges über „Vaterland“ bringt: „Es ist ganz seltsam, daß ich immer leidenschaftlicher bewußt und unbewußt zur Deutschtum zurückwache. Dies erscheint mir als natürlicher und schöner Prozeß, denn gewiß ist das Vaterland der Boden, auf dem dem Manne zu wirken bestimmt ist. Erst wenn sich die Wurzeln ganz tief in die mütterlichen Acker geschlungen haben, den Saft der Heimat voll und liebedurstig in sich gezogen, darf die Krone sich ohne Schaden weiterhin verbreiten, Regen und Winde der ferneren Zonen um sich spielen lassen.“ (S. 189, und da weiter). Dazu noch ein Wort über „Kirche“, welches der Zeit zu tiefst ins Herz schaut: „Im Bilde erfolgt die Erfüllung, hier (in der Kleinleute-Mystik) ist nur viel Gelispel und verworrenes Gerede, aber nirgends Kristall und geronnen Erz. Darum ist mein ewiger Ruf: Religion! nicht Religiosität, Religion, die wieder die Form und das Gebäude schafft, und den Ort für das Allerheiligste und die Zeiten nennt, an denen es enthüllt werden

solll.“ — Es liegt denn auch ganz im Zuge solcher Gedanken, daß sich ihm jenseits alles öden Schlagwortwesens und mißverstandenen Demokratis- mus die letzte Positivität und geistige Größe des Führertums, und gerade des s o l d a t i s c h e n, offenbart. „Der wahre Beruf ist trotz allem, Führer zu sein, das sehe ich immer mehr.“ Er hatte wachen ästhetischen Sinn für die selbstgewisse Kraft, welche sich trotz allem etwa in einem Tannen- berg mit seinen unendlich kühnen und doch restlos schicksalgebundenen Wagen in der letzten Koinzidenz von höchster Freiheit und höchster Not- wendigkeit auslebt. Er war geschickt zu fühlen, wie sich am kräftigsten in solchem Bilde der Gedanke des Fortschreitens und Siegens überhaupt den Menschen verkörpert: „Es ist doch das Höchste, das einem Menschen beschieden sein kann, den Sieg in der Feldschlacht davonzutragen. Es grenzt ans Letzte, und die Alten wußten wohl, warum sie gerade die Helden des Schlachtfeldes so oft zu Halbgöttern erhoben.“ — In der Tat, wer nicht die rein menschliche Ueberlegenheit des unpathetischen und von sich selbst abgewandten Pflicht- und Willenstypus empfindet, welchen der Krieg hart gehämmert unter uns hingestellt hat, wie dessen strenges Ethos neben die religiöse eindrucksfrohe Erschlossenheit des Kontemplativen ge- hört, um den Menschen ganz auszumachen — der bleibe getrost im Café Größenwahn. Darnach wird es denn auch nicht wundernehmen, wenn eine Periode schimpflicher moralischer Mißhandlung durch einen bornierten Vorgesetzten bei Braun gar kein nachdrückliches In-die-Brust-Werfen ver- lezten Menschentums hervorruft. Er nimmt es als Mißgeschick, sucht, obwohl dadurch innerlich zermürbt, darüber wie über ein Naturereignis hinwegzusehen. Er vermeidet jede Ausweitung der partikulären Kränkung und der inneren Auflehnung dagegen in grundsätzlichen Protestdonner als Lebensstimmung. Die Bejahung bleibt ihm bis ans Ende zur Seite, als die sachgemäße Rolle eines klugen und tiefen Menschen.

Die prinzipielle Bejahung gegenüber dem gegebenen natürlichen und geistigen Kosmos als Ganzem heißt Ehrfurcht; und der Ehrfürchtige ist notwendig soweit auch fromm. Braun vermag die Frömmigkeit in allen organischen Formen in sich zu verlebendigen. Seine Sinnenfreude, seine tiefe Berührung mit dem Geiste Hellas' drängt ihm immer wieder dessen Olymps ewige Namen und Symbole auf die Lippen. In der Tiefe läßt er sich aber durch alle Subtilitäten das Du gegenüber dem Gött- lichen, das ganz persönliche und hingebende Gebet, im Gegensatz zu der Vornehmthuerei der vergangenen Generation gegenüber aller schlichten Frömmigkeit, nicht rauben.

Sehen wir so diesen Jüngling im Vollbesitz und in gläubiger Verwal- tung des sublimiertesten Kulturgutes seines Volkes und der Menschheit, so drängt sich immer noch die Frage auf, welchen Sinn es haben kann, wenn er sich als Sohn seiner Eltern gelegentlich als Sozialisten be- zeichnen zu müssen glaubt. Seine Aufnahme für die unmittelbaren Eindrücke der sozialen Nöte scheint nicht krankhaft breit gewesen zu sein; die selbstverständliche Forderung der g l e i c h e n äußeren Vorbedingungen für alle reicht wohl auch nicht zur Erklärung aus. Mancher nannte sich in der Stagnation der Vorkriegszeit Sozialist, um überhaupt nur mit

einer scheinbar lebendigen Bewegung Fühlung zu haben. Jedoch ist es immerhin grotesk (und in peinlicher Nähe bei zahlreichen Nachrevolutionstypen), dem Jüngling das Wort Sozialismus in den Mund zu legen angeichts einer Lebensführung von mehr als wohlhabender Gemächlichkeit. So sinnlos es ist, sich mit politischen Schlagworten um seine Seele zu streiten: besteht man darauf, so kann hier nur das Wort „konservativ“ und „aristokratisch“ im lebendigsten und edelsten Sinn seinen Platz finden — nicht zwar im Sinne eines stumpfen Beharrens, nicht eines bleichen Aesthetentums. Lehrreich ist für Lekteres der Vergleich mit dem Verfasser der „Briefe eines Soldaten“*). Hier ein leuchtendes, im farbigen Abglanz rundum befriedigtes und erbautes Schönheitsgenießen, bei Braun dagegen ein ganzes unendliches Leben in allen Breiten und Tiefen zur Form gebändigt: Beide charakteristisch für die Ideale ihrer Nationen.

So enthüllt sich uns immer wieder als Otto Brauns tiefster Wesenszug: eine reine und äußerste Gläubigkeit dem Positiven des Lebens gegenüber. Fast wahllos macht ihn stellenweise seine begeisterte Ergriffenheit von allen Bedeutjamkeiten der Dinge und Werke und Bücher, seine Unfähigkeit, in Kritik als letztem Sinn und Leben zu finden. An das Leben als Ganzes kann man aber kaum zu viel glauben. Er glaubte an sich, glaubte an seine Bestimmung, seine Zukunft, bis an den Tag seines Todes. Wie hätte er anders sollen, wo Unehrllichkeit und Schwächlichkeit zum Ausruhen im Verneinen hernehmen? Er wollte nicht das Seine, wollte nicht in literatenhafter suffisanter Wichtignahme seiner selbst sich als faustisches Paradigma aufbauen, sondern er suchte allein sein Werk. Indem er so sich selbst restlos einsetzte, fand er sich selbst, indem er sein Selbst in einer schlichten männlichen Sachlichkeit band, wurde er selbst zum Bilde eines neuen reineren Menschentums, das in die Zukunft Wege weisen mag. Niemand wird dies Buch aus der Hand legen, ohne sich überströmt zu fühlen von der Gewalt des adeligen und sonnenhaften Wesens, das darin flüchtige Verkörperung fand. Nicht das *Was*, sondern das *Wer* ist hier von letzter Bedeutjamkeit. Darum möchte man zweifeln, ob die verheißenen weiteren Veröffentlichungen aus Brauns Nachlaß nicht mehr verwischen als vervollständigen können.

Vor einer Gottfried Keller-Ausgabe.

Von

Carl Günther.

Simmer, wenn ich in die fatale Lage gerate, literarischen Größenmessungen an Gottfried Keller beiwohnen zu müssen, kommt mir ein kleines Erlebnis in den Sinn: Wir hatten in einem weltentlegenen Kurhäuslein unsere Ferienkolonie aufgeschlagen, und eines Abends, nachdem die Kinder zu Bette gebracht waren und die „Leitung“ sich am Tisch im

*) Deutsch bei Rascher in Zürich.